

Sei inspiriert, habe ein Problem, sonst schon die Wälder

LSD – ihr Sorgenkind: Mit Markus Krajewski ohne Drogen zum aufgeschriebenen wissenschaftlichen Argument

Wie soll ich diesen Text bloß beginnen? Wer kennt sie nicht, jene quälende Frage, die hier an den Anfang gestellt wird, um das Problem, das sie benennt, zu umgehen. Es ist, so viel ist sicher, ein Problem, zu dessen Lösung schon unzählige weiße Seiten bedruckt und Ratgeber verkauft worden sind – immer mit dem gleichen Versprechen: Hey, wenn du das hier liest, brauchst du nichts weiter zu tun als das, was wir dir sagen, und schon ist – Hokuspokus! – dein Text wie von unsichtbarer Hand geschrieben.

Derart notleidenden Akademikern, die nicht wissen, wie sie ihre Abschlussarbeit je beginnen (geschweige denn: abschließen) sollen, verspricht der Kultur- und Medienhistoriker Markus Krajewski nun ein Wundermittel: LSD. Nein, nicht das halluzinogene Lysergsäurediethylamid, sondern die nicht ganz so neuen menschlichen Fähigkeiten Lesen, Schreiben und Denken. Meint es der Autor damit wirklich ernst? Und wie! Denn in humorvoller Tiefgründigkeit stellt Krajewski einen Weg zur akademischen Abschlussarbeit vor, der die üblichen Empfehlungsschreiben dieser Gattung gekonnt unterläuft („Lesen Schreiben Denken. Zur wissenschaftlichen Abschlussarbeit in sieben Schritten“, Böhlau Verlag, Köln 2013, 120 S., 12,99 EUR).

Es beginnt damit, dass der Autor nicht bloß einen Ratgeber, sondern einen Ratgeber zweiter Ordnung verfasst, der sich mit seinen Vorgängern auseinandersetzt und deren Werke reflektiert: Von Erasmus von Rotterdams „Dialogus ciceronianus“ (1528) über Leopold Foncks „Wissenschaftliches Arbeiten“ (1908) bis hin zu Umberto Ecos „Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt“ (1977) werden unterschiedliche Autoren gewürdigt. Von Lehrbüchern lernen – Krajewski beherzigt selbst, wozu er aufruft.

Erstens: Themenfindung. Zweitens: Recherche. Drittens: Lektüre. Viertens: Verzetteln. Fünftens: Verfassen. Sechstens: Zitieren. Siebtens: Formatieren. Dieses Septett durchschreitet Krajewski sodann kapitelweise mit Siebenmeilenschuhen, ohne dabei falsche Vorstellungen von der Trennung der Operationen zu verbreiten: „Entscheidend sind alle sieben Schritte, und zwar nahezu gleichzeitig“, heißt es. Und gleich weiter: „Unhintergebar Ausgangspunkt der Arbeit ist eine Idee.“

So trivial dies klingen mag, es ist es nicht. Denn während die meisten Ratgeber allerlei Wissen über Formatierung und Zitation parat halten, so vergessen

sie nur allzu leicht, dass sich neue Erkenntnisse lange vorbereiteter Geistesblitze verdanken, die das weitere Vorgehen bestimmen. Zwar ist dieses strukturierende Moment der Idee nicht fixierbar – weil immer individuell –, aber es spricht für den Autor, dass er ohne falsche Scheu Beispiele aus seinen eigenen Publikationen anführt. Wer also partout kein Thema findet, der kann sich einfach an die Recherchen von Krajewski anhängen und sie vertiefen: etwa diejenigen zur Geschichte des Papierformats.

Dass eine spezifische Problemstellung immer auch ihre eigenen Grenzen vorgibt, wird plausibel, wenn man bedenkt, wie auf dem Weg von einer Idee zum Manuskript vieles aufgegeben oder gar nicht erst angefangen wird, da es nicht zum Ziel führt. Zielführend ist jedoch in jedem Fall eine formvollendete Sprache. „Wo steht geschrieben, dass sich wissenschaftliche Texte gerade im Vergleich zu literarischen nicht gleichermaßen eines eingängigen, geschmeidigen, präzisen und zugleich wohlklingenden Stils bedienen dürfen?“ Es steht nirgends geschrieben – und das ist auch gut so: „Niemand will Uninspiriertes lesen.“

Zum guten Ton gehört freilich auch, nichts zu schreiben, wenn man nichts zu

sagen hat, und das, was man zu sagen hat, so klar wie möglich zu schreiben: „Kein akademisches Gesetz schreibt vor“, so Krajewski, „den deutschen oder finnischen Wald durch Ihre Abschlussarbeit doppelt so stark abholzen zu lassen, wie es eigentlich erforderlich wäre.“

Dass es sich bei dem Autor um einen Medienhistoriker handelt, merkt man schließlich an den unzähligen Hinweisen auf Datenbanken und Zettelkästen, wobei treffende Zitate von Walter Benjamin, Niklas Luhmann oder Jean Paul deren Umgang mit dem „Immerschonzuviel der Informationen“ ebenso dokumentieren wie ein Register und ein Literaturverzeichnis.

Zur Schärfung des eigenen Blicks gehen in dem Lehrbuch einige Verweise ins Leere, auch sind ein paar formale Ungeheimheiten eingestreut. Wer diese findet, der ist erst recht darauf vorbereitet, was zu tun und was zu lassen ist – schließlich gilt: geschrieben werde nicht für heute oder morgen, sondern – bestenfalls – „für die Ewigkeit“. Dass Krajewski diesen Anspruch erhebt, führt dazu, dass er einen Ratgeber geschrieben hat, der es nicht besser weiß, sondern der dazu rät, im Zweifelsfall das weiße Blatt so zu belassen, wie es ist. PHILIP KOVCE